

Gerd Meyer, Ulrich Dovermann,
Siegfried Frech, Günther Gugel (Hrsg.)

Zivilcourage lernen

Analysen – Modelle – Arbeitshilfen

Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004
ISBN 3-89331-537-3
www.bpb.de

Buchhandelsausgabe:
Institut für Friedenspädagogik Tübingen e. V.
Tübingen 2004
ISBN 3-932444-13-2
www.friedenspaedagogik.de

ZUR (BEGRIFFS-)KONZEPTION VON ‚ZIVILCOURAGE‘

Zivilcourage gilt als eine zentrale demokratische „Tugend“ (Kennedy 1992) und gehört damit zu den wichtigen sozialen Kompetenzen in einer pluralistischen Gesellschaft. Sie stellt also nicht nur ein Entwicklungsziel für das Individuum, sondern für die Gemeinschaft generell dar. Will man dieses Ziel erreichen, ist eine präzise Definition der Konzeptmerkmale notwendig.

Man verbindet mit dem Begriff „Zivilcourage“ zwar zunächst bestimmte typische Handlungen wie etwa die Verteidigung eines rassistisch Verfolgten gegen einen aufgebrachtten Mob. Doch sind solche beispielhaften Verhaltensweisen nur schwer in einen vollständigen Pool von Definitionsmerkmalen zu überführen. Diese Komplexität des Gegenstands (-bereichs) dürfte auch ein Grund dafür sein, dass „Zivilcourage“ derzeit noch kein in der empirischen Psychologie eingeführter Begriff ist. Daher scheint es beim gegenwärtigen Forschungsstand kaum sinnvoll, die definierenden Merkmale von „Zivilcourage“ möglichst vollständig festlegen zu wollen. Zivilcouragiertes Handeln wird hier deswegen – unter Rückgriff auf die Merkmalsanalysen von Scheele und Kapp – anhand prototypischer Merkmale bei fließenden Begriffsgrenzen wie folgt bestimmt (Scheele/Kapp 2002, 7 ff.; Kapp/Scheele 1996):

Zivilcouragiertes Handeln ist ein (verbales) Aufstehen/Handeln gegen kritikwürdige Zustände, Handlungen, Meinungen etc. (1),

- ▶ wobei die (öffentliche) Mehrheit mit dieser Kritik nicht übereinstimmt (2);
- ▶ es ist gekennzeichnet durch den Konflikt zwischen dem Bedürfnis, (soziale) Missstände zu bekämpfen, und dem Interesse an eigener physischer beziehungsweise psychischer Unversehrtheit (3);
- ▶ dabei geht die Bekämpfung der Missstände vor allem auf die altruistische Motivation der Verhinderung beziehungsweise Verminderung von Leid anderer zurück (4).
- ▶ Zivilcouragiertes Handeln ist verbunden mit der Wahl zwischen der (subjektiv) belastenden Sanktion durch (über-)mächtige andere oder (bei Unterlassung von zivilcouragiertem Handeln) der Belastung durch eigene Schuld- beziehungsweise Schamgefühle (5),



- ▶ wobei sich diese Schuld- beziehungsweise Schamgefühle vor allem auf die moralische Integrität als zentralem Merkmal des eigenen Selbstkonzepts (Ideal-Selbst) beziehen (6).
- ▶ Zivilcouragiertes Handeln ist notwendig öffentlich („Veröffentlichungsobligat“) (7);
- ▶ dabei stellt die moralische Empörung oder Enttäuschung das zentrale Moment für den Handlungsimpuls dar (8),
- ▶ der durch Zielangemessenheit und Rezipient/-innenorientiertheit gekennzeichnet sein muss (9),
- ▶ zugleich (aber) universelle Menschenrechte nicht verletzen darf (10).

In Fällen, in denen nur ein (kleiner) Teil dieser Merkmale vorliegt, ist von fließenden Grenzen zwischen „Zivilcourage“ und benachbarten Konzepten auszugehen. Das ermöglicht zum einen Abgrenzungen gegenüber eindeutig unterschiedlichen Konzepten, wie zum Beispiel „mutige Hilfeleistung in Übereinstimmung mit dem Mehrheitskonsens“ (etwa eine ertrinkende Person retten) oder „mutiger, aber nicht öffentlicher Widerstand gegen (mensch-)rechtsverletzendes Verhalten einer Über-



macht“ (etwa das nicht-öffentliche Protestieren gegen die sexuellen Übergriffe des Chefs). Zum anderen kann man so an benachbarten Fällen – wie zum Beispiel dem Retten von Juden und Jüdinnen durch nicht-jüdische Personen im „Dritten Reich“ – parallele Aspekte herausarbeiten.

WERTORIENTIERUNG UND HANDLUNGSMOTIVATION

In dieser begrifflichen Konzeption von „Zivilcourage“ spielen die **Wertorientierungen** des Subjekts eine zentrale Rolle für die Motivation von zivilcouragiertem Handeln. Unter Wertorientierungen sind umfassend-allgemeine kognitive Strukturen zu verstehen, die in Form von Werten, Normen, Standards, Regeln etc. Auskunft darüber geben, was Personen zeitüberdauernd und situationsübergreifend für wichtig erachten. Dabei sind individuelle von inter- beziehungsweise überindividuellen und kollektiven Wertorientierungen zu unterscheiden.

Auf individueller Ebene werden durch diese kognitiven Strukturen Informationsaufnahme und -verar-

beitung organisiert; es werden Zielauswahl, Handlungsplanung und -durchführung sowie die Selbstbewertung und die daraus resultierenden selbstbezogenen Emotionen beeinflusst (Scheele 1996). Wertorientierungen besitzen somit eine qualifizierende Funktion für das Selbstwertgefühl und sind daher inhaltlich entscheidend für den Aufbau und die Stabilisierung von Selbstkonzept(en), Identität(en), Lebensziel(en) etc. Sozialisations-theoretische Ansätze gehen von einer (potenziell) lebenslangen Entwicklung individueller Wertorientierungen aus, die in Sozialisationsprozessen durch Anpassung bis hin zur Internalisierung von gesellschaftlichen Werten, Normen und Regeln (als überindividuelle, kollektive Werthaltungen) erworben, verändert und unter Umständen weiterentwickelt werden (vgl. Brandtstädter 2001).

Im Zusammenhang mit der **Handlungsmotivation** für Zivilcourage stellt sich als erstes die Frage, welche Wertorientierung auf höchstem Abstraktionsniveau für die Motivation zur Zivilcourage konstitutiv sein könnte. Es dürfte sich hier um eine Moralorientierung handeln, für die nicht zuletzt im Blick auf die genderspezifische Sozialisation zwei Ansätze diskutiert worden sind: nämlich zum einen die **„Ethik der Gerechtigkeit“** (im Sinne von Kohlberg), zum anderen die **„Ethik der Fürsorge“** (im Sinne von Gilligan). In der Fürsorgeorientierung geht es darum, „dass niemand Schaden erleiden sollte“ (Gilligan 1984, 212). Motivationale Voraussetzungen dafür sind Anteilnahme am Leid des anderen sowie Übernahme von Verantwortung und Zuwendung. Damit übereinstimmend werden von der Informationsaufnahme und -verarbeitung Kontextsensitivität und Flexibilität gefordert, das heißt, dass „Konfliktlösungen (...) stets an den je konkreten Situationsumständen und zu erwartenden Folgekosten orientiert“ sind (Nunner-Winkler 1991a, 13). In der Gerechtigkeitsorientierung dagegen geht es um „die Wahrung von Rechten und die Erfüllung von Pflichten“ (ebd.) unter prinzipiell Gleichberechtigten. Motivationale Voraussetzung dafür ist vor allem die emotionale Distanziertheit gegenüber dem konkreten Leid der anderen. Damit übereinstimmend werden Überparteilichkeit (polar entgegengesetzt zu Kontextsensitivität) und Regelkonstanz (polar entgegengesetzt zu Flexibilität) als zentrale Merkmale des Informationsprozesses angesehen. Hier sind also Konfliktlösungen „rigide

an der exakten Einhaltung situationsunabhängig, vorweg abstrakt und allgemein festgelegter Rechte und Pflichten orientiert“ (ebd.).

Diese Kontrastierung setzt allerdings voraus, dass es sich bei den beiden Moralorientierungen um relativ selbstständige Wertorientierungen handelt, die nicht in einem Unter-/Überordnungsverhältnis stehen, so dass eine in der anderen aufgehoben werden könnte. Dies ist nun aber im Kohlbergschen Ansatz der Gerechtigkeitsmoral gerade nicht vorausgesetzt. Ihm liegt vielmehr – in Übereinstimmung mit dem herrschenden Moralverständnis – die Auffassung zu Grunde, dass Fragen der Anteilnahme oder Fürsorge keine im eigentlichen Sinn moralischen Fragen sind. Folglich wird die Fürsorgeorientierung als die untergeordnete angesehen, die in der universellen Gerechtigkeitsorientierung aufgehen kann (vgl. Kohlberg 1995). Damit wird ein Moralverständnis weitergeführt, das die unterschiedlichen Wertorientierungen auch unterschiedlichen Lebensbereichen zuordnet: Das höherwertige, der rationalen Analyse zugängliche Gerechtigkeitsprinzip regelt den öffentlich-politischen Lebensbereich, für den in der Hauptsache der Mann zuständig ist; das minderwertige, der rationalen Analyse **nicht** zugängliche Fürsorgeprinzip wird dagegen dem häuslich-privaten Lebensbereich zugewiesen, für den in der Hauptsache die Frau verantwortlich ist (Benhabib 1995).

Die durch die Kritik am herrschenden Ansatz der Gerechtigkeitsmoral ausgelöste Diskussion hat allerdings zwischenzeitlich vor allem zu **zwei wichtigen Ergebnissen** geführt:

► **Erstens zu der Forderung, dass das bisher aus dem moralischen Diskurs weitgehend ausgegrenzte Fürsorgeprinzip als moralische Orientierung in der Theoriebildung sehr viel stärker als bisher berücksichtigt werden muss;**

► **zweitens zu der Überzeugung, dass die zentralen psychologischen Merkmale der Fürsorgeorientierung vom Gerechtigkeitsansatz her theoretisch nicht überzeugend begründet werden können** (so u.a. Benhabib 1995; Habermas 1986; Horster 1998; Nunner-Winkler 1991b).

Nach Herzog handelt es sich dabei vor allem um drei Bereiche der Mit-Menschlichkeit: die „Betroffenheit vom Leid des anderen“, die „Empathie und Sensitivität für die Bedürftigkeit des anderen“ sowie

„Verantwortung und Sorge als moralische Reaktionen“ (Herzog 1991, 400 f.).

Die Fürsorgeorientierung scheint dabei eine bessere Basis für zivilcouragiertes Handeln abzugeben als die Gerechtigkeitsorientierung. Denn die ausschlaggebenden motivationalen Elemente der moralischen Situationsauffassung und -bewertung, nämlich die aktuelle Betroffenheit, das empathische Mitleiden und die Verantwortungsübernahme für den anderen, sind von der Wertestruktur der Fürsorgeorientierung her direkt ableitbar, von der männlich sozialisierten Gerechtigkeitsorientierung dagegen nicht. **Daher ist für zivilcouragiertes Handeln nicht die Gerechtigkeitsorientierung, sondern die Fürsorgeorientierung als integrierende Wertorientierung heranzuziehen und zu erläutern.**

„WEIBLICHE“ FÜRSORGE- VS. „MÄNNLICHE“ GERECHTIGKEITSORIENTIERUNG?

Beide Wertorientierungen gehören zwar zum Bestand der kollektiven Wertorientierungen (zumindest der westlichen Kulturen), ihre je unterschiedliche Relevanz für die beiden getrennten Lebensbereiche (öffentlich vs. privat) bedingt allerdings eine geschlechterspezifische Sozialisation. Jungen werden für ihre zukünftigen Aufgaben in der Arbeitswelt in erster Linie gerechtigkeitsorientiert sozialisiert, Mädchen dagegen für ihre zukünftigen Aufgaben im häuslich-privaten Bereich vor allem fürsorgeorientiert. Das heißt, Jungen lernen – auf der Wertebasis von individueller Autonomie –, nach den grundlegenden Prinzipien von formaler Gleichheit, Gegenseitigkeit und Fairness die Rechte anderer zu respektieren und Grenzverletzungen zu vermeiden. So wird ihnen vermittelt, moralische Konflikte als Probleme konfligierender Ansprüche aufzufassen, die nach Kohlberg erst dann als gelöst gelten, „wenn jeder bekommt, ‚was ihm gebührt‘ gemäß einem Gerechtigkeitsprinzip, das alle Parteien des Konflikts als fair anerkennen können“ (Kohlberg 1981, 194, zit. n. Benhabib 1995, 177). Das angemessene Verstehen und Lösen derartiger Probleme erfordert die oben skizzierten Organisationsprinzipien der Informationsaufnahme und -verarbeitung, nämlich ein Denken, das von konkreten Personen, persönlichen Beziehungen und aktuellen Kontexten abstrahiert, außerdem Unparteilichkeit sowie Regel-Konstanz.

Mädchen lernen demgegenüber – auf der Wertebasis der individuellen Verbundenheit mit anderen –, nach dem „Prinzip des Wohltuns“ („Wohllollens“) vor allem das Wohl ihrer Mitmenschen zu fördern und deren Leid zu mindern, beispielsweise „jemanden, der in Not ist, nicht allein zu lassen“ (Gilligan 1991, 81). Sie lernen also, Moralprobleme als Probleme von Anteilnahme, Sorge und Verantwortlichkeit der Menschen füreinander aufzufassen. Daher sind zur Diagnose und Lösung der moralischen Konflikte unter Fürsorgesperspektive auch ganz andere, nach Gilligan sogar polar entgegengesetzte Informationsaufnahme- und -verarbeitungsmuster erforderlich als unter der Gerechtigkeitsperspektive: nämlich ein Denken, das auf konkrete Personen und deren aktuelle Bedürfnisse sowie Lebenskontexte bezogen ist (also nicht davon abstrahiert), sowie Parteilichkeit und Regel-Flexibilität (nicht Regel-Konstanz).

Dieses theoretische Postulat vor allem der feministischen Position ist allerdings nur auf der Grundlage einer systematischen **empirischen Überprüfung** zu übernehmen. Diese Überprüfung hat relativ umgehend nach Gilligans Publikation zur geschlechtertypischen Moralorientierung 1982 eingesetzt. Sie hat zu einer Fülle von empirischen Einzeluntersuchungen geführt, die Jaffee und Hyde (2000) in einer (sekundärstatistisch) zusammenfassenden Analyse zu Genderunterschieden in der Moralorientierung aufgearbeitet haben. Die Autorinnen kommen zu dem Schluss, dass die These von der „weiblichen“ Fürsorge- und der „männlichen“ Gerechtigkeitsorientierung bisher nicht überzeugend nachgewiesen werden konnte (ebd., 703). Diese Einschätzung ist allerdings unter mehreren Aspekten zu relativieren und zu spezifizieren (vgl. Scheele/Kapp 2002): Zum einen unterscheiden die Autorinnen nicht zwischen biologischem und sozialem Geschlechts („sex“ vs. „gender“), so dass die Mehrzahl der einbezogenen Untersuchungen nur auf der Messung des biologischen Geschlechts basiert. Mittlerweile besteht aber in der Forschung weitgehend Einigkeit darüber, dass die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ in diesem Zusammenhang als soziale Kategorien (im Sinne von „gender“) verwendet werden (sollten). Die Gender-Kategorien definieren Prototypen von „männlich“ und „weiblich“ als Bezugssysteme für die Beschreibung von Personen (Maccoby 2000, 198; zum Gender-Konstrukt

u. a. Dietzen 1993). Auf diese Weise kann ein Individuum „sowohl maskuline als auch feminine Anteile haben, wobei verschiedene Individuen im Grad ihrer Maskulinität und Femininität kontinuierlich variieren und sich über das Lebensalter verändern“ können (Trautner 1996, 166).

Das bedeutet, dass auf der individuellen Ebene Frauen durchaus auch eine eher „männliche“ und umgekehrt Männer eine eher „weibliche“ Moralorientierung ausbilden können. Die situative Manifestation der Moralorientierung ist dann stark von der konkreten Problemstellung und deren Verarbeitung durch die einzelne Person abhängig. Dies zeigt sich auch in der zusammenfassenden Analyse von Jaffee und Hyde (2000): **Beide (biologischen) Geschlechter kennen sowohl die fürsorge- als auch die gerechtigkeitsorientierte Moral und können sie in Abhängigkeit von bestimmten Problemkontexten anwenden** – wie dies im Prinzip auch schon vom Gender-Konzept mit seiner Unabhängigkeit vom biologischen Geschlecht nahe gelegt wird. Zugleich gibt es aber auf der generell-abstrakten Ebene der allgemeinen Sozialisation eine **geschlechtertypische Voreinstellung**, die bei der weiblichen Sozialisation mehr auf die Fürsorge-, bei der männlichen mehr auf die Gerechtigkeitsorientierung ausgerichtet ist.

Wahrnehmung und Verarbeitung alltäglicher moralischer Situationen stellen also in der Regel ein Zusammenspiel von gendertypischer Moralorientierung (als „Standardeinstellung“) und situationspezifischer Anpassung an die aktuellen Bedürfnisse dar. Dabei ist je nach situativer Bedürfnislage auch eine vorübergehende Ersetzung der Standardeinstellung, z. B. bei vorherrschend Fürsorgeorientierten der Wechsel von Fürsorgeorientierung zur Gerechtigkeitsorientierung in der öffentlichen Sphäre der Arbeitswelt, prinzipiell möglich (Lugt-Tappeser/Jünger, 1994). Und die Vermutung, dass die verschiedenen Wertorientierungen zu einer unterschiedlichen Informationsaufnahme und -verarbeitung führen, lässt sich mit den von Anderson (1993) vorgelegten Befunden stützen. Die Autorin hat Genderunterschiede im Zusammenhang mit altruistischem Handeln während des Holocaust untersucht. Grundlage ihrer Studie bildet eine inhaltsanalytische Auswertung von insgesamt vierzig Interviews (27 Frauen, 13 Männer, die alle als „non-

Jewish German Holocaust rescuers“ an der Studie von Oliner und Oliner 1988 teilgenommen hatten) sowie Persönlichkeitsfragebogen mit Selbstauskünften der Interviewten. Anderson kommt unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Frauen eher unter dem Eindruck aktuellen Leids, die Männer dagegen eher unter dem Eindruck einer Prinzipien-Verletzung oder unter der aktuellen Herausforderung der Notsituation geholfen haben (vgl. dazu einige Beispiele in der qualitativen Studie von Meyer/Hermann 1999, 163–166).

GENDERFORSCHUNG: FREMD- UND SELBSTSOZIALISATION

Die geschlechtertypische Akzentuierung der Moral- und Wertorientierungen gewönne an Überzeugungskraft, wenn man deren Herausbildung in der Sozialisation der Geschlechter nachweisen könnte.

Dabei ist von einem kulturabhängigen Entwicklungsprozess auszugehen, den Eckes im Rückgriff auf Fagot (1995) als einen „überbestimmten“ Prozess charakterisiert: „Das heißt, multiple Faktoren wirken in sich wechselseitig stützender Weise auf die Entwicklung verschiedener geschlechtstypischer Merkmalsbereiche (zum Beispiel auf die Geschlechtsidentität) ein. Die Konvergenz der verschiedenen Faktoren entfaltet gleichsam eine Sogwirkung in Richtung auf Geschlechtstypisierung, der sich Heranwachsende nur schwer entziehen können“ (Eckes 2002, 35). Dieses Netzwerk an Sozialisationsbedingungen ist wegen seiner Komplexität bisher noch nicht zureichend empirisch aufgeklärt (vgl. Eckes/Trautner 2000). Einige Grundzüge der Entstehung gendertypischer Wertorientierungen in der Lebensgeschichte des Individuums sind aber erkennbar.

Die neuere Sozialisationsforschung berücksichtigt als „Sog-Faktoren“ neben den traditionellen Sozialisationsinstanzen (wie Eltern, Familie, Kindergarten, Schule, Peergruppe, Berufswelt, Medien etc.) zunehmend auch das heranwachsende Individuum, das sich, viel früher als ursprünglich angenommen, „selbst in Richtung geschlechtertypischer Eigenschaften“ sozialisiert (Trautner 1994, 186; vgl. Maccoby 2000; Trautner 1996). Dazu aus Raumgründen lediglich einige bestätigende Befunde aus der Selbst- und elterlichen Sozialisation: Kinder haben bereits im Vorschulalter sozial geteilte Vor-

stellungen über geschlechtertypische Verhaltensweisen, nämlich zum Beispiel dass „Mädchen mit Puppen spielen, ihrer Mutter helfen, viel reden, nie schlagen und Hilfe benötigen“, dass dagegen „Jungen dem Vater helfen, andere schlagen wollen, laut sind, sich ungezogen verhalten und andere Kinder zum Weinen veranlassen“ (Fried 1990, 47). Diese gendertypischen Konzepte werden dann vor allem in geschlechterhomogenen Kinderpärchen oder -gruppen eingeübt und ausdifferenziert. Die geschlechtertrennende Gruppierung ist dabei in erster Linie auf die Präferenz der Kinder und nicht der Eltern zurückzuführen. „In ihren männlichen Peergruppen lernen Jungen mit Aggression und Konkurrenz umzugehen; sie lernen, sich in eine Gruppenstruktur einzufügen und ihre eigenen Aktivitäten mit denen ihrer Freunde zu koordinieren, um gemeinsame Ziele zu erreichen. Die Mädchen finden in ihren gleichgeschlechtlichen Freundschaften ein hohes Maß an sozialer Unterstützung. **Kinder beiderlei Geschlechts konstruieren in ihren Peergruppen Normen des Sozialverhaltens, die letztlich ihrer Anpassung zugute kommen**“ (Maccoby 2000, 375). Im Alter von acht bis zehn Jahren urteilen Mädchen und Jungen übereinstimmend, dass es sich bei „crude“, „loud“ und „fights“ um maskuline, bei „shy“, „steady“, „dependent“ und „sorry for self“ um feminine Merkmale handelt (Powlishta 1995, zit. nach Glick/Hilt 2000, 257). In der Adoleszenz kommt es dann – nicht zuletzt unter der Anforderung, individuelle Vorstellungen über die berufliche und familiäre Zukunft entwickeln zu müssen – zu weiteren Ausformungen genderkonformer Konzepte für den sozialen Bereich (vgl. Maccoby 2000): Mädchen entwickeln „eine zunehmende Orientierung an Personen und ein Interesse an sozialen Beziehungen“, „während Jungen eher sachbezogene Interessen äußern und ein berufsbeziehungsweise machtorientiertes Selbstbild zeigen“ (Trautner 1996, 171). Und jenseits des 20. Lebensjahres gehen nach Amelang, Gray und Krüger z. B. weibliche eher als männliche Studierende davon aus, „dass man sich für die Belange seiner Mitmenschen einsetzen und mit ihnen kooperieren sollte, und zwar unabhängig von dem, was sie im Leben leisten“ (1995, 171).

Eltern unterstützen diesen Anpassungsprozess insofern, als sie entsprechend ihren eigenen Geschlechterstereotypen auf die geschlechterkonfor-

men Neigungen und Verhaltensweisen ihrer Kinder positiv und auf Abweichungen negativ reagieren. „So tolerieren Eltern mangelnde Selbstständigkeit eher bei Mädchen, erhöhte Aggressivität eher bei Jungen, obwohl sie bei beiden Geschlechtern Selbstständigkeit positiv und Aggressivität negativ bewerten“ (Trautner 1994, 180). Sie fördern die Ausdifferenzierung der Geschlechterschemata mehr oder weniger wissentlich und explizit (Jacobs/Eccles 1992), indem sie die Kinder z. B. mit geschlechtstypisiertem Spielzeug versorgen und sie zu entsprechenden Spielen aktivieren. Im weiteren Entwicklungsverlauf erhalten Söhne deutlich mehr (als Töchter) elterliche Aufmerksamkeit und Zuwendung in den Bereichen „Leistungsstreben, Unabhängigkeit, und berufliche Kompetenz“ (Trautner 1994, 181). Demgegenüber „werden Mädchen entschieden häufiger als Jungen dazu angehalten, kleine Kinder zu beaufsichtigen und ihren Müttern zu helfen“ (Maccoby 2000, 324). Und: Eltern reden mit ihren Töchtern häufiger und expliziter als mit ihren Söhnen über eigene und fremde Gefühle, über vergangenes und antizipiertes emotionales Erleben (Maccoby 2000). Auf diese Weise begünstigen Eltern die **Tradierung gendertypischer Gefühlskulturen**: Frauen gelten als für Gefühlsarbeit zuständig, was auch impliziert, dass Gefühle in öffentlichen, männlich dominierten Zusammenhängen negativ bewertet werden.

In einem entsprechend ungünstigen Licht wird im maskulinistischen Selbstverständnis die für altruistisches, insbesondere zivilcouragiertes Handeln notwendige Bedingung „Empathie“ im Sinne eines fremdbezogenen Mitleidens beurteilt. Wiederholt hat sich nachweisen lassen, dass sich Mädchen und Frauen selbst als gefühlvoller, emotional wärmer, empathischer und beziehungsorientierter im Vergleich zu Männern einschätzen (vgl. den Überblick bei Brody 1985). Dies zeigt zunächst einmal unter Umständen nur die Übereinstimmung von Fremd- und Selbststereotyp (Piliavin/Unger 1985, 157f.). Darüber hinaus gibt es jedoch Befunde, nach denen Empathie und prosoziales Verhalten bei Mädchen mit einem hohem Selbstkonzept, bei Jungen eher mit einem niedrigen Selbstkonzept korrelieren (Feshbach/Feshbach 1991). Dazu passen Ergebnisse aus den Untersuchungen der Arbeitsgruppe um Staub: Hier zeigten Mädchen im konkreten unterstützenden Umgang mit hilfsbedürftigen Men-

schen weniger psychische Schwierigkeiten und profitierten im Hinblick auf die Entwicklung einer prosozialen Einstellung mehr als Jungen von der direkten Kommunikation und den erfahrbaren Konsequenzen (Staub 1992, 396 f.). Diese Ergebnisse stützen die These von der **Handlungswirksamkeit normativer Selbstkonzepte auch im Bereich der Genderidentität**, z. B. dass man als Frau „caring, intimate with others, and emotionally expressive“, als Mann „powerful, dominant, and self-assertive“ sein möchte und sollte (Wood/Christensen/Hebl/Rothgerber 1997): Je zentraler diese Vorstellungen der eigenen Identität verankert sind, desto stärker wirken sie sich aus auf das Erleben und die Handlungsregulation. Mit den eigenen Wertvorstellungen übereinstimmende Erfahrungen werden positiv erlebt als Freude, Zufriedenheit, Stolz etc.; negative Erfahrungen führen zu Niedergeschlagenheit, zu Angst-, Schuld- und Schamgefühlen (Ferguson/Eyre 2000; Tangney 1999).

Insgesamt legen die Befunde zur Gendersozialisation nahe, den gendertypischen Charakter der Wertorientierungen „Fürsorge“ und „Gerechtigkeit“ (vgl. Eckes/Trautner 2000; Hoffman 2001; Mussen/Eisenberg 2001) so zu erklären: **Frauen wie Männer werden – in unserer Kultur – in beiden moralischen Werthaltungen sozialisiert; dabei dominiert derzeit noch die Fürsorgeorientierung in der weiblichen und die Gerechtigkeitsorientierung in der männlichen Sozialisation**. Der enge Zusammenhang von individueller Wertestruktur und Genderidentität bewirkt in der Interaktion von Person und Situation, dass Situationen in Übereinstimmung mit den Normen des gendertypischen Selbstkonzepts interpretiert und erfolgreich (d. h. das Selbstkonzept bestätigend) bewältigt werden. Das **Selbstkonzept** stellt das Verbindungsglied zwischen gesellschaftlicher Sozialisation und aktueller Handlungsdynamik dar. Enthält die Situation Anforderungen, die mit dem Selbstkonzept nicht übereinstimmen, ist ein Wechsel von der dominanten Orientierung auf die aktuell passendere Wertorientierung prinzipiell möglich. Erklärt wird dieses Phänomen in feministischen Ansätzen der empirischen Psychologie mit der Trennung des privaten vom öffentlichen Bereich, in denen jeweils eine der beiden Moralorientierungen dominiert. **Traditionsgemäß werden Frauen mehr für den privaten und Männer mehr für den öffentlichen Bereich als**

zuständig angesehen. Tatsächlich fungiert diese (immer noch wirksame) Zuständigkeit „als ‚moralische Arbeitsteilung‘ zwischen den Geschlechtern“ (Friedman 1993, 242), und so werden die beiden Wertorientierungen mit der Gender-Identität (mit-)sozialisiert (Eagly/Wood/Diekman 2000). In der gendertypischen Moralsozialisation ist jedoch immer auch der gesellschaftliche Wertewandel mit seinen Auswirkungen auf mögliche Veränderungen des Selbstkonzepts zu berücksichtigen und empirisch zu überprüfen.

DIE VERBINDUNG VON „WEIBLICHER“ HANDLUNGSABSICHT UND „MÄNNLICHER“ HANDLUNGSREALISIERUNG

Ich habe oben (Punkt 2) herausgearbeitet, inwiefern die Fürsorgeorientierung als Ausgangsmotivation konstitutiv für zivilcouragiertes Handeln ist. Dies lässt sich unter Rückgriff auf neuere Modelle, die Wünschen und Wollen verbinden, noch weiter spezifizieren (einschlägig ist hier das so genannte Rubikon-Modell, das den Übergang vom Wünschen zum Wollen thematisiert; die differenzierte Anwendung auf das Problem der Zivilcourage findet sich in Scheele/Kapp 2002, 42–46). Danach kann die Fürsorgeorientierung (mit den Merkmalen der Empathiefähigkeit, der Übernahme von Verantwortung und Sorge für andere etc.), die zum Beispiel von Notsituationen angeregt wird, als relevant für den Aufbau von Hilfsbereitschaft angesehen werden. In der Motivationsphase wird also in der Interaktion von Situation und Person die (personale) gendertypische Fürsorgeorientierung aktualisiert. Für die Realisierung dieser Absicht im realen zivilcouragierten Handeln scheinen die mit der Fürsorgeorientierung verbundenen „weiblichen“ Sozialisationsmerkmale (wie etwa Kommunikationsstil und -bedürfnisse, das Nichtvertrautsein mit der Öffentlichkeit etc.) allerdings als ungeeignet. Dies hat zur Folge, dass für die öffentliche Realisierung der fürsorgemotivierten Handlungsabsicht in der „weiblichen“ Sozialisation keine (primäre) Motivation aufgebaut wird. Es fehlen dazu im Selbstkonzept (unter anderem) die Werte-, Bedürfnis- und Überzeugungsstrukturen, die notwendig sind, um die Anforderung der Situation, nämlich öffentlich Widerstand zu leisten, als Herausforderung auffassen zu können. Insofern ist die Fürsorgemoral zwar als funktionale Wertorientierung für den Aufbau einer

Handlungsabsicht (Intentionsbildung) anzusehen. Es bleibt aber die Frage, ob nicht die Gerechtigkeitsmoral für die Umsetzung der Handlungsabsicht (auch und gerade in der Öffentlichkeit) zielführender ist (Intentionsrealisierung).

Denn der Universalitätsanspruch der Gerechtigkeitsmoral schließt den Anspruch ein, Ziele, die als richtig erkannt worden sind, „in die Tat umzusetzen“. Das vom Kontext abstrahierende Denken und die (unparteiliche) Regel-Konstanz erleichtern es, das Öffentlichkeitsgebot zivilcouragierten Handelns zu erfüllen, indem die mit dem Handeln verbundenen Gefahren geringer gewichtet oder gar ausgeblendet werden. Dieses Informationsverarbeitungsmuster entspricht recht genau den Merkmalen der „Handlungsorientierung“ (nach Kuhl 1983), die für die Phasen des Wollens und der Entscheidung, nicht aber der Motivation und Absichtsbildung charakteristisch ist. Diese Zuordnung der (weiblichen) Fürsorgemoral zur motivationalen Phase der Intentionsbildung und der (männlichen) Gerechtigkeitsmoral zur Phase der Intentionsrealisierung bedarf selbstverständlich noch der empirischen Überprüfung. Ihre theoretische Begründung erlaubt es aber, diese Zuordnung als programmatische These für die weitere Erforschung von Zivilcourage und deren Förderung im Alltagsleben aufzustellen.

Ich danke Herrn Dr. F. Kapp für die Unterstützung bei der Vorbereitung und Präsentation des Tagungsvortrags, von dem aus dieser Beitrag durch die Aufarbeitung neuester Forschungsliteratur zur geschlechterspezifischen Sozialisationsperspektive entstanden ist.

LITERATUR

- Amelang, M. / Gray, D. B. / Krüger, Cl.: Gleichheitsüberzeugung. Untersuchung zu einem „neuen“ Konstrukt, in: Langfeldt, H.-P. / Lutz, R. (Hg.): Sein, Sollen und Handeln. Beiträge zur Pädagogischen Psychologie und ihren Grundlagen, Göttingen 1995, S. 165–179.
- Anderson, V. L.: Gender differences in altruism among Holocaust rescuers, in: *Journal of Social Behavior & Personality*, 1/1993, S. 43–58.
- Benhabib, S.: Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Die Kohlberg/Gilligan-Kontroverse aus der Sicht der Moraltheorie, in: Benhabib, S. (Hg.): Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne, Frankfurt am Main 1995, S. 161–191.
- Brandtstädter, J.: Entwicklung – Intentionalität – Handeln, Stuttgart 2001.
- Brody, L. R.: Gender differences in emotional development: A review of theories and research, in: *Journal of Personality*, 2/1985, S. 102–149.
- Dietzen, A.: Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzepts, Opladen 1993.
- Eagly, A. H. / Wood, W. / Diekmann, A. B.: Social role theory of sex differences and similarities: A current appraisal, in: Eckes, T. / Trautner, H. M. (eds.): *The developmental social psychology of gender*, Mahwah, NJ 2000, S. 123–174.
- Eckes, T.: Wider die Tabuisierung und Myopie: Geschlecht und Sozialisation in sozialpsychologischer Sicht, in: *Erwägen Wissen Ethik - Deliberation Knowledge Ethics*, 1/2002, S. 34–36.
- Eckes, T. / Trautner, H. M. (eds.): *The developmental social psychology of gender*, Mahwah, NJ 2000.
- Fagot, B. I.: Psychosocial and cognitive determinants of early gender-role development, in: *Annual Review of Sex Research*, 6/1995, S. 1–31.
- Ferguson, T. J. / Eyre, H. L.: Engendering gender differences in shame and guilt: Stereotypes, socialization, and situational pressures, in: Fischer, A. H. (ed.): *Gender and emotion: Social psychological perspectives*, Cambridge, UK 2000, S. 254–276.
- Feshbach, S. / Feshbach, N.: Aggression and altruism: A personality perspective, in: Zahn-Waxler, C. (ed.): *Altruism and aggression. Biological and social origins*, Cambridge 1991, S. 189–217.
- Fried, L.: Kindergartenerziehung heute: geschlechtstypisch oder geschlechtsflexibel?, in: Berty, K. / Fried, L. / Gieseke, H. / Herzfeld, H. (Hg.): *Emanzipation im Teufelskreis. Zur Genese weiblicher Berufs- und Lebensentwürfe*, Weinheim 1990, S. 44–69.
- Friedman, M.: Jenseits von Fürsorglichkeit: Die Ent-Moralisierung der Geschlechter, in: Nagl-Docekal, H. / Pauer-Studer, H. (Hg.): *Jenseits der Geschlechtermoral*, Frankfurt am Main 1993, S. 241–265.
- Gilligan, C.: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984 (Original erschienen 1982: *In a different voice*).
- Gilligan, C.: Moralische Orientierung und moralische Entwicklung, in: Nunner-Winkler, G. (Hg.): *Weibliche Moral*, München 1991, S. 79–100.
- Glick, P. / Hilt, L.: Combative children to ambivalent adults: The development of gender prejudice, in: Eckes, T. / Trautner, H.M. (eds.): *The developmental social psychology of gender*, Mahwah, NJ 2000, S. 243–272.
- Habermas, J.: Gerechtigkeit und Solidarität. Eine Stellungnahme zur Diskussion über „Stufe 6“, in: Edelstein, W. / Nunner-Winkler, G. (Hg.): *Zur Bestimmung der Moral*, Frankfurt am Main 1986, S. 291–320.
- Herzog, W.: Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie, Göttingen 1991.
- Hoffman, M. L.: Toward a comprehensive empathy-based theory of prosocial moral development, in: Bohart, A. C. / Stipek, D. J. (eds.): *Constructive & destructive behavior. Implications for family, school, and society*, Washington, DC 2001, S. 61–86.
- Horster, D.: Die Vereinbarkeit von universellen und partikularen moralischen Regeln, in: Horster, D. (Hg.): *Weibliche Moral – ein Mythos?*, Frankfurt am Main 1998, S. 31–41.
- Jacobs, J. E. / Eccles, J. S.: The impact of mothers' gender-role stereotypic beliefs on mothers' and children's ability perceptions, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 6/1992, S. 932–944.
- Jaffee, S. / Hyde, J.S.: Gender differences in moral orientation: A meta-analysis, in: *Psychological Bulletin*, 5/2000, S. 703–726.
- Kapp, F. / Scheele, B.: „Was verstehen Sie unter Zivilcourage?“ Ansätze zu einer Psychologie des

- „aufrechten Gangs“ mit Hilfe Subjektiver Theorien, in: *Gruppendynamik*, 2/1996, S. 125–144.
- Kennedy, J.F.: *Zivilcourage*, Düsseldorf, 2. Aufl. 1992 (Original erschienen 1955: *Profiles in Courage*).
- Kohlberg, L.: *Psychologie der Moralentwicklung*, Frankfurt am Main 1995.
- Kuhl, J.: *Motivation, Konflikt und Handlungskontrolle*, Berlin 1983.
- Lugt-Tappeser, H. / Jünger, I.: *Moralisches Urteil und Geschlecht oder: Gibt es eine weibliche Moral?*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2/1994, S. 259–277.
- Maccoby, E. E.: *Psychologie der Geschlechter. Sexuelle Identität in den verschiedenen Lebensphasen*, Stuttgart 2000 (Original erschienen 1998: *The two sexes. Growing up apart, coming together*).
- Meyer, Gerd / Hermann, Angela: „... normalerweise hätt' da schon jemand eingreifen müssen.“ *Zivilcourage im Alltag von BerufsschülerInnen*, Schwalbach/Taunus 1999.
- Mussen, P. / Eisenberg, N.: *Prosocial development in context*, in: Bohart, A. C. / Stipek, D. J. (eds.): *Constructive & destructive behavior. Implications for family, school, and society*, Washington, DC 2001, S. 103–126.
- Nunner-Winkler, G.: *Gibt es eine weibliche Moral?*, in: Nunner-Winkler, G. (Hg.): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt am Main 1991, S. 147–161 (Nummer-Winkler 1991a).
- Nunner-Winkler, G. (Hg.): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt am Main 1991 (Nummer-Winkler 1991b).
- Oliner, S. / Oliner P.: *The altruistic personality: Rescuers of Jews in Nazi Europe*, New York 1988.
- Piliavin, J. A. / Unger, R. K.: *The helpful but helpless females: Myth or reality?*, in: O'Leary, V. / Unger, R. K. / Wallston, B. S. (eds.): *Women, gender, and social psychology*, Hillsdale, NJ 1985, S. 149–189.
- Scheele, B.: *Selbstkonzeptrelevantes Bewerten als „gewußtes Erleben“ von Emotionen – Plädoyer für ein hierarchisches Mehr-Komponenten-Modell!*, in: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 2–3/1996, S. 351–360.
- Scheele, B. / Kapp, F.: *Utopie Zivilcourage: zur Integration von Fürsorgemoral und öffentlichem Handeln*, in: *Kölner Psychologische Studien*, VII/2002, S. 3–59.
- Staub, E.: *The origins of caring, helping, and nonaggression: Parental socialization, the family system, schools, and cultural influence*, in: Oliner, P. M. / Oliner, S. P. / Baron, L. / Blum, L. A. / Krebs, D. L. / Smolenska, M. Z. (eds.): *Embracing the other. Philosophical, psychological, and historical perspectives on altruism*, New York 1992, S. 391–412.
- Tangney, J. P.: *The self-conscious emotions: Shame, guilt, embarrassment and pride*, in: Dalglish, T. / Power, M. J. (eds.): *Handbook of cognition and emotion*, Chichester 1999, S. 541–568.
- Trautner, H. M.: *Geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation*, in: Schneewind, K. A. (Hg.): *Enzyklopädie der Psychologie: Themenbereich D Praxisgebiete, Serie I Pädagogische Psychologie, Band 1 Psychologie der Erziehung und Sozialisation*, Göttingen 1994, S. 167–195.
- Trautner, H.M.: *Die Bedeutung der Geschlechtskategorien im Jugendalter*, in: Schumann-Hengsteler, R. / Trautner, H. M. (Hg.): *Entwicklung im Jugendalter*, Göttingen 1996, S. 165–187.
- Wood, W. / Christensen, P. N. / Hebl, M. R. / Rothgerber, H.: *Conformity to sex-typed norms, affect, and the self-concept*, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 3/1997, S. 523–535.

